

Prolog

„Verdammt, Lucy! Komm endlich nach unten, das Essen steht auf dem Tisch!“

Das Gekreische ihrer Mutter ging Lucy auf die Nerven. Sie saß in ihrem dunklen Zimmer auf dem Bett, sah aus dem Fenster und träumte. Ihre Finger spielten mit ihrem rabenschwarzen Haar, das glänzend wie Rabenfedern bis zu ihren Hüften fiel. Lucys Körper wirkte zart, fast zerbrechlich. Ihre Haut war weiß wie Elfenbein und ihre Augen groß und finster wie bodenlose Brunnen, die eine Tiefe hatten, in der man hoffnungslos versinken konnte.

„Hab keinen Hunger!“, schrie Lucy durch die geschlossene Tür und verzog genervt ihr Gesicht. Sie wusste, in genau sechzig Sekunden würde Esther in ihr Zimmer stürmen und ihr eine Moralpredigt halten. Wenn man es genau nahm, war Esther gar nicht ihre Mutter, sondern nur die Frau des selbstgefälligen puritanischen Mächtegernpredigers Allan, der auch nicht ihr Vater war. Man hatte sie von Amts wegen in eine Pflegefamilie gesteckt, nachdem ihre Mutter an Lucys sechzehntem Geburtstag in die Irrenanstalt eingeliefert wurde, weil sie in ihrem religiösen Wahn einen rothaarigen, irischen Jungen aus der Nachbarschaft umgebracht hatte und ihr Vater vor etwas mehr als einem Jahr sturzbetrunken mit dem Auto in den Lake Michigan gerast und dabei wie ein Hund ertrunken war.

Das Gericht bezeichnete Lucy damals als schwer erziehbar, eine aus der Bahn geratene Jugendliche, die den Halt verloren hatte und nicht unerheblich die Schuld daran trug, dass ihre Familie aus den Fugen geraten war. Ganz aus

der Luft gegriffen war das nicht. Während die anderen Mädchen rosa Kleidchen trugen und in die Mähnen ihren Ponys bunte Bänder einflochten, war Lucy schon als kleines Kind der Finsternis verfallen, denn tief in ihrem Innern wusste sie schon immer: Die morbide Schönheit des Vergänglichen war von grundauf ehrlich und war gerade deswegen so anders als die Welt, in der sie lebte. Der Tod kannte keine Lügen, er musste sich nicht verstellen und niemandes Liebling sein. So wurde er zu einem Teil ihrer selbst, ohne das sie nicht leben konnte und entfachte dabei ein unbändiges Verlangen, hinter den dunklen Vorhang zu blicken, um mehr zu erfahren. Dorthin, wo sie die Finsternis bereits abgrundtief und seltsam vertraut erwartete. Sie sehnte das Monster herbei, das unter der Kellertreppe auf sie lauerte, allzeit bereit, sie mit seinen kalten Klauen zu packen, wenn sie in den Keller lief.

Es war daher nicht verwunderlich, das Lucy so gar nicht in das kleinbürgerliche Erscheinungsbild der Kleinstadt Manitowok im Bundesstaat Wisconsin passte, aus der sie stammte und auch nicht in das puritanische Greenbay, in dem sie jetzt bei ihren Pflegeeltern lebte. Esther und Allan Baker hatten sich dazu bereit erklärt, Lucy in ihre Familie aufzunehmen, um ihr den Kopf geradezurücken und sie zum Glauben an das Licht des Herrn zurückzuführen. Seither lebte Lucy in einem weiß gestrichenen Vorstadthaus und fühlte sich wie eine verfluchte Cinderella im schwarzen Kleid, dazu verdammt, am Sonntag stundenlang auf Knien in der Kirche auszuharren und mit gefalteten Händen Gebete zu sprechen, deren Sinn sie nicht verstand. Aber auch dafür hatten Esther

und Allan eine Lösung. Sie steckten Lucy nach der Schule in Bibelstunden, in denen erneut gebetet, gesungen und getanzt wurde. Die volle Packung Frohsinn im Zentrum der Gemeinde, nur dass Lucy keinen Grund hatte, fröhlich zu sein. Daran konnten selbst die endlosen Stunden nichts ändern, in denen sie in der Schule nachsitzen musste, um unter dem strengen Blick ihrer Lehrerin Strafaufsätze über die positiven Dinge des Lebens zu schreiben. Man zwang Lucy in ein Leben, presste sie in eine Form, die ihr nicht passen wollte. Das Resultat war eine unbändige Wut, die mit jedem Tag anwuchs und nach einem Ventil suchte, um sich zu entladen.

In der Schule nannten sie die anderen Jugendlichen *Wednesday*, wie das Mädchen aus der Fernsehserie *Adams Family*, nur weil sie sich ihr rabenschwarzes Haar zu dicken Zöpfen flocht. Dabei war Lucy längst kein Mädchen mehr. Heute Nacht würde Lucy ihren siebzehnten Geburtstag feiern.

Die Minute war um und Esther kam wie erwartet die Treppe hinaufgepoltert. Allein diese Mühe würde ihr schon ausreichen, Lucy nach dem Essen für Stunden, wenn nicht sogar die ganze Nacht, in die Ecke zu befehlen. Lucy sprang vom Bett und schaltete ihre kleine Nachttischlampe ein, denn sie wollte Esther nicht im Dunkeln gegenüberstehen. Sie griff sich eines ihrer Schulbücher und schlug es auf, einfach um etwas in der Hand zu halten und beschäftigt zu wirken.

Schon flog die Tür auf und Esther stürmte ungehalten ins Zimmer „Um Gottes Willen, Lucy! Kannst du nicht einfach eine artige Tochter sein und nach unten kommen? Dein Vater ist

auch schon da und würde sehr gerne mit dem Essen anfangen, bevor es ganz kalt ist!"

Lucy blinzelte sie unschuldig an und strich sich eine Strähne aus dem Gesicht „Ich muss noch lernen, wir schreiben doch morgen diesen Test“, versuchte Lucy, die aufgebrachte Frau zu besänftigen.

„Du kannst mich nicht hinters Licht führen“, keifte Esther mit ihrer schrillen, aufgebrachten Stimme „Glaubst du etwa, wir bemerken nicht, was du Nachts manchmal triebst? Dass du dich aus dem Haus stiehlst wie eine Diebin? ... Mein Gott, Kind, was findest du nur an diesen unheimlichen Dingen ... sieh dich nur an, deine Kleidung, die Haare, wo soll das nur hinführen.“

Lucy hatte tatsächlich einen Weg gefunden, diesem gutbürgerlichen Wahnsinn zumindest zeitweise zu entkommen. Sie kletterte nachts aus ihrem Fenster und entfloh der heilen Welt. Ihre Ausbruchsversuche führten sie an die dunklen Orte der Stadt, an denen sie ungestört sein konnte. An Orte, die von den anderen Menschen gemieden wurden. Auf dem Friedhof zum Beispiel fand sie Gehör bei den Toten, denen sie ihr Leid klagen konnte, ohne unterbrochen oder verbessert zu werden. Sie hatte das Gefühl, dass die verlorenen Seelen ihr Verständnis entgegenbrachten. In einem verlassenem Schlachthof beobachtete sie die von der Decke baumelnden Ketten, die sich leise klirrend im Wind wiegten. Lucy stellte sich vor, selbst an einem der Haken zu hängen und auszubluten, wie sie es oft bei den Schweinen ihres Vaters gesehen hatte. Oder einst im Sommer, da besuchte sie

im nahe gelegenen Wald wochenlang den Kadaver eines Kaninchens und beobachtete, wie er langsam zerfiel.

„Esther, bitte! ... Ich“, versuchte Lucy einzulenken, doch Esther winkte mit enttäuschter Mine ab.

„Wir opfern uns für dich auf, mein Kind. Wir tun alles, damit aus dir etwas Anständiges wird. Aber du, du dankst es uns mit dieser ungeheuerlichen Art, mit dieser aberwitzigen Flucht ins Dunkel. Schwarz ist die Farbe des Teufels, mein Kind! Entscheide dich nicht für das Böse in dir!“

Wenn gar nichts mehr ging, besorgte sie sich diese dunkle, leicht bitter schmeckende Schokolade, die sie über alles liebte. Wenn der zarte Schmelz auf ihrer Zunge zerlief und der Geschmack den gesamten Mundraum ausfüllte, schloss sie die Augen und vergaß alles, was um sie herum geschah. Ihr Vater hatte ihr einst eine Tafel davon während eines Tankstopps gekauft, da war sie zehn Jahre alt gewesen. Sie waren zu einer Schlachtereier in Milwaukee unterwegs, in der es ganz besondere, mit Kastanien aufgezogene Schweine gab. Er hatte sie voller Liebe angelächelt, als sie neben ihm in der Kühlhalle stand und die Schokolade verzehrte, während er sich einige der schwarzweiß gefleckten Tiere aussuchte. Ja, es war echte Liebe in seinem Blick gewesen. Ihr Vater William war ein grobschlächtiger Bastard mit einfachem, dafür aber sehr impulsivem Gemüt, der nie einem handfesten Schreit aus dem Weg ging. Ein Schweinehund der ersten Sorte, der sich nach und nach seinen Verstand versoff und dessen Gefühle sich zumeist darauf beschränkten, ihrer Mutter Samstag abends fünf Minuten schnelles Glück zu beschern. In dem Augenblick, als er auf sie herablächelte, genau in dem

Moment hatte Lucy gespürt, dass er sie liebte. Die bittere Schokolade war die Bindung zu ihm, die niemals zerreißen würde. Jetzt war so ein Moment, in dem sie sich diese besondere Schokolade herbeisehnte.

„Ich möchte euch nicht enttäuschen ... Es ist nur ... es ist nur so unglaublich schwer für mich ... das mit meinen Eltern, euer strenger Glaube, die Züchtigungen.“

Vor allem die Züchtigungen, denn die heile Welt, in die man Lucy hineingezwungen hatte, hielt noch andere Überraschungen für sie bereit. Überraschungen, die ihr späteres Leben massiv prägen sollten.

„Du stellst meine Geduld in letzter Zeit etwas zu oft auf die Probe, kleines Fräulein“, keifte Esther ungehalten „Du gehst auf der Stelle nach unten oder muss ich erst das Seil holen?“

Mit dem Seil hatte es seine ganz besondere Bewandtnis. Mr. und Mrs. Baker waren der Ansicht, dass man Läuterung nicht ausschließlich durch das Wort, sondern bei anhaltender Widerspenstigkeit vor allem durch die Rute erfahren musste. Nur durch den Schmerz konnte man nachhaltig zum rechten Glauben finden. Und Lucy gab ihnen jeden verdammten Tag tausend Gründe, ihr diesen Grundsatz einzubläuen. Die Bakers gingen in ihrer peniblen Art auf recht unterschiedliche Weise vor.

Mrs. Baker stellte Lucy gerne in strammer, aufrechter Haltung mit dem Gesicht zur Wand in die Ecke zwischen Kühlschranks und Vorratsregal. Geknebelt und mit straff auf den Rücken gefesselten Händen musste sie in dieser Position oft stundenlang ausharren. Ein einziger Fehler, sei es nur

eine Bewegung oder das Bitten um Wasser, genügte der kräftigen und überaus resoluten Frau, sie mit einigen handfesten Ohrfeigen davon zu überzeugen, dass es besser war, ihren Anweisungen nachzukommen. Die Frau fand, das käme den Lektionen der alten französischen Schule ziemlich nahe, was immer sie auch damit meinte.

Lucy lachte spöttisch auf „Ich habe keine Angst vor deinem lächerlichen Seil ... willst doch nur deinem Mann zuvor kommen, hm? Hast Angst, das ihm mein straffer Hintern besser gefällt als dein in die Jahre gekommener Arsch.“ Sie wusste genau, wie sie Esther aus der Reserve locken konnte, denn Mr. Baker bevorzugte die klassische Schulmädchenvariante. Ungeachtet ihres Alters legte er Lucy mit blankem Hintern übers Knie und züchtigte sie ungehemmt mit dem Rohrstock, bis ihre Haut nur noch eine rot geschwollene, von Striemen überzogene und ziemlich wunde Stelle war. Seine großen Hände legten sich auf ihren Körper und betatschten ihr unzüchtiges, viel zu helles Fleisch, wie Mr. Baker es nannte. Nach den Schlägen musste sie sich mit ihrem mit bloßem Hinterteil auf einen ungepolsterten Holzstuhl setzen, die Hände falten und Gebete sprechen.

Lucy hatte sich damit abgefunden und entwickelte einen morbiden Gefallen an den täglichen Lektionen, denn wenn sie die Augen schloss und sich den Schmerzen hingab, öffnete sich ihr Geist in die finsternen Tiefen ihrer Gedanken. So konnte sie in eine andere, in ihre Welt entkommen.

Lucy kassierte die schallende Ohrfeige mit einem Lächeln auf den Lippen. Energisch reckte sie ihr Kinn nach vorne. „Schlag ruhig zu ... das ist doch das einzige, was du kannst ...

Du bist nicht meine Mutter und verdammt noch mal, der da unten ist nicht mein Vater! Ihr seid es jetzt nicht und ihr werdet es niemals sein, verstehst du? ... Wann geht das endlich in eure puritanischen Köpfe, hä?"

Mindestens fünfzig Stockhiebe und vier Stunden in der Ecke, womöglich den Käfig für die Nacht, dachte sich Lucy. Der Käfig war eine neue Idee von Allan. Ein Würfel mit einer Kantenlänge von exakt einem Meter, gefertigt aus massiven, geschweißten Eisenstäben. Er hing an einer dicken Kette im Keller und ...

„Lucy! Du redest nicht in diesem Ton mit mir, hörst du?“

„Anders verstehst du es ja nicht“, beehrte verzweifelt Lucy auf. „Und jetzt lass mich allein, ich muss mich noch fertig anziehen, danach komm ich runter.“

Esther kam ihr ganz nah. Mühsam unterdrückter Zorn funkelte in ihren Augen. „Da gebe ich dir recht, denn in diesen Sachen wirst du gewiss nicht am Tisch erscheinen.“ Mit dem Zeigefinger tippte sie Lucy auf die Brust. „Wir werden uns nach dem Essen noch eingehend über dein Verhalten unterhalten, Fräulein.“ Sie drehte sich um und rauschte aus dem Zimmer.

Lucy atmete erleichtert aus. Sie zitterte am ganzen Körper, denn sie hatte soeben eine Grenze überschritten. Sie konnte kaum glauben, dass sie Esther die Stirn geboten hatte. Lucy zeigte der Tür den ausgestreckten Mittelfinger und schloss ab. Sie schlüpfte in ihre alte, schwarze Lederjacke und zog den gepackten Rucksack unter dem Bett hervor, um ihn unter das Fenster zu legen. Voller Sehnsucht

sah sie nach draußen, wo die von Bäumen und Vorgärten gesäumte Avenue verlief, an deren Rand die Mülleimer auf ihre Leerung in den frühen Morgenstunden warteten. Auf der Straße stand die verrostete 75er Corvette, in der Bacon bereits auf sie wartete. Heute würden die Bakers ohne sie zu Abend essen müssen.

Bacon kam wie Lucy aus Manitowok und war der einzige Mensch, dem sie blind vertraute. Er war der große Bruder, den sie sich immer gewünscht hatte. Vor gut einer Woche, als sie einen nächtlichen Ausflug auf den Friedhof gemacht hatte, war er plötzlich wieder aufgetaucht, einfach so. Er wusste noch immer, wo er sie finden konnte. Sie hatten sich fast ein Jahr lang nicht gesehen, weil er wegen Autodiebstahl in der Jackson Correctional Institution zwölf Monate absitzen musste. Er stand einfach da und lächelte sie an, untersetzt, kräftig, in seinen zerrissenen Jeans und denselben Boots, die er auch schon getragen hatte, als sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Seine braunen Haare waren etwas länger geworden, reichten ihm bis zu den Schultern. Lucy, *ich bring dich hier weg*, hatte er gesagt. *Wir werden immer zusammenbleiben*, lautete sein Versprechen. Alles war plötzlich wie früher.

Lucy griff erneut unters Bett und tastete umher. Was sie suchte, lag noch genau dort, wo sie es in den frühen Morgenstunden hingelegt hatte, Peggy Andersons lebloser Körper. Peggy lebte am anderen Ende der Stadt bei ihrer Großmutter. Die alte Dame hatte Demenz und war wegen zahlreicher Gebrechen an den Rollstuhl gefesselt. Sie war auf Peggy angewiesen, da sie sich keine professionelle Hilfe

leisten konnte. Sie würde einfach dasitzen und auf Peggys Rückkehr warten, doch Peggy würde nicht kommen. Sie würde sich in die Hosen machen, Durst und Hunger bekommen und schließlich einen einsamen, gemeinen Tod sterben.

Lucy wuchtete den kalten Körper aufs Bett. Er war schwerer als erwartet. Endlich lag Peggy mit geschlossenen Augen auf der geblühten Tagesdecke, die Hände auf dem Bauch gefaltet, als würde sie friedlich schlafen.

Peggy würde jedoch nicht aufwachen, weil Peggy letzte Nacht an einer Überdosis Schlaftabletten gestorben war. Die Mädchen befreundet zu nennen, wäre übertrieben gewesen. Peggy war sicher nicht der hellste Stern unter Gottes strahlender Sonne, vielmehr war es so, dass sich Peggy an Lucy geklammert hatte, um Schutz in ihrem Schatten zu finden. In der rosaroten Cheerleaderwelt war Lucy ihre schwarze Ikone, die anders war als jedes Mädchen, das sie kannte. Lucy hatte sich Peggys Freundschaft bis letzte Nacht verweigert, um das schwächlich wirkende Mädchen nicht in den Strudel ihrer eigenen, kaputten Welt hinabzuziehen. Mit Bacons Rückkehr wurde alles anders. Um ihr Ziel zu erreichen, hatte Lucy ein Werkzeug gebraucht und dieses Werkzeug war Peggy. Wie Lucy hatte sich Peggy in dem Dilemma befunden, in einem Leben gefangen zu sein, aus dem es kein Entkommen gab. Sie hatten weder das Geld noch die Perspektiven, denn sie waren lebenslange Insassen im Alkatraz des amerikanischen Mittelstandes, der nicht verstehen wollte, dass es Menschen gab, die anderes waren. Es sein denn, jemand würde sterben. Ihr eigener Tod war der einzige und ultimative Ausweg, ein Zeichen zu setzen und die

heile Welt mit einem dunklen Schleier zu durchziehen. Es war beängstigend leicht gewesen, das Mädchen von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Peggy war viel schwächer als Lucy und sog diesen Gedanken wie ein trockener Schwamm in sich auf. Offenbar dachte sie, wenn sie Lucy schon nicht als Freundin gewinnen konnte, wollte sie wenigstens im Tod mit ihr vereint sein - anders konnte sich Lucy nicht erklären, wie sie Peggy so schnell von ihrem angeblichen Plan hatte überzeugen können. Also hatten sie sich Schlaftabletten besorgt und dazu eine Flasche billigen Whiskey und hatten sich letzte Nacht bei Lucy aufs Bett gelegt. Sie hatten die Röhrrchen mit den Tabletten geöffnet und deren Inhalt in die Whiskeyflasche geleert und zugesehen, wie sie sich in kleinen, weißen Wölkchen auflösten und die goldgelbe Flüssigkeit trüb wurde. Auf dem Rücken liegend nahmen sie abwechselnd große Schlucke und warteten darauf, dass die Wirkung des Medikaments einsetzte. Nur dass Lucy kaum etwas davon trank, denn Lucy hatte einen ganz anderen Plan als den, von dem Peggy wusste. Sie konnte sich noch an Peggys letzten, leicht verklärten Blick erinnern, bevor sich die Augen des Mädchens für immer schlossen.

Wenn du etwas erreichen willst, wenn du etwas wirklich willst, musst du bereit sein, alles zu geben, ganz egal, was es ist, erinnerte sich Lucy an die Worte ihres Vaters. *Sie ist mein Schlüssel aus dieser Hölle, Cinderellas verdammter gläserner Schuh.*

Peggy hatte die gleiche Größe und die gleiche Statur wie Lucy. Sie würde mit ihrem Opfer dazu beitragen, dass Lucy ihre Flucht aus diesem Horrorhaus gelang, und Allan würde

keine Notwendigkeit darin sehen, sich auf ihre Spur zu setzen, so wie er es ihr angedroht hatte, sollte sie ausreißen. Lucy holte einen zwanzig Liter Kanister voll hochoktanigem Benzin aus dem Schrank und leerte ihn über Peggy aus. Auf der Fensterbank sitzend blickte Lucy ein letztes Mal zurück.

„Ich bin dir was schuldig, Peggy ...“ Sie zog ein billiges Zippo aus dem Walmart aus der Jacke und schnippte es an. „Und für euch, Esther und Allen: Fahrt zur Hölle!“

Binnen Sekunden wurde ihr Zimmer von den Flammen verschlungen, aber da saß Lucy schon auf dem Beifahrersitz von Bacons Corvette, die mit aufheulendem Motor die Straße hinunterraste.

Wie brüchiger Gips

Lucy starrte schon seit einer halben Stunde in den fleckigen Spiegel und musterte ihr Gesicht. Sie blinzelte, machte ihren Mund auf und zu, schnitt Grimassen, um die Zeit, bis es endlich losging, totzuschlagen.

Draußen hämmerte Gothic-Metal aus den überdimensionalen Lautsprecherboxen des Clubs. Ohne ihren Blick vom Spiegel abzuwenden, holte Lucy sich die Flasche Jack Daniels von der Garderobe und nahm einen großen Schluck der goldbraunen Flüssigkeit. Der Geschmack nach Honig, rauchigem Holz und Sehnsucht erfüllte ihren Mund. Lucy genoss das leicht brennende Gefühl, wenn der Whiskey ihre Kehle hinunterrann und sich in ihrem Bauch warm ausbreitete. Es war wie nach Hause kommen. Zurück in dieses Dreckscaff Namens Manitowok in Wisconsin, das ihr Zuhause, aber nie ihre Heimat gewesen